

## **Vom Schreiben und Bleiben. Wie sicher ist das Nachleben der Literatur?**

Ravensburg, 31. Oktober 2022

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Titel meines Vortrags klingt, wie Ihnen nicht entgangen ist, ein altes Sprichwort an: Wer schreibt der bleibt. Das Wort suggeriert eine Verlässlichkeit und Beständigkeit, die unmittelbar einleuchtend scheinen. Zugleich hat es zwei Seiten, eine helle und eine dunkle. Auf der dunklen bedroht es diejenigen, die sich nur sprechend äußern, mit dem Vergessen, auf der hellen verspricht es denen, die beizeiten den Stift aufs Papier setzen, ein Leben in der Zukunft. Ein Fortbestehen über den heutigen Tag, vielleicht auch über das eigene Leben hinaus. Ein *Nachleben*. Eine tröstliche Gewissheit, an die sich Schreibende zu allen Zeiten gehalten haben. Auch die, die keine dicken Bücher schrieben, die eines Tages in Bibliotheken still verstauben würden, aber immer noch da sein würden, Zeugen eines vergangenen Denkens und Schreibens. Auch sie, die zeitlebens vielleicht nur Briefe schrieben, gaben sich gern der tröstlichen Vorstellung hin, dass etwas aus ihrer Lebenszeit auf Erden bleiben würde, und sei es nur in der Erinnerung derer, an die sie ihre Briefe richteten.

Aber wer sorgt dafür, dass das Geschriebene bleibt? Dass die Briefe nicht in der gelben Tonne landen und die Bücher im Reißwolf? Wer kümmert sich um das Fortleben der Literatur über den Tod der Autoren und Autorinnen hinaus? Die Familien, werden Sie sagen, die Erben. Damit liegen Sie nicht falsch. Viele Papiere von Autoren und Autorinnen, in seltenen Fällen sogar der ganz berühmten, werden von ihren Nachkommen gehütet. Nehmen Sie den Fall Rilke. Rainer Maria Rilke war ein überaus fleißiger Briefschreiber und obendrein jemand, der mit eigenhändigen Abschriften seiner Gedichte seine zahlreichen Gastgeberinnen beglückte – bezahlte wäre zu profan. Mit der Wirkung, dass sein Nachlass praktisch über die halbe Welt verstreut ist. Hinzu kommt die Tatsache, dass Rilke an der Börse, an der die literarischen Papiere gehandelt werden, im Autografenhandel, ziemlich hoch notiert ist,

was die Verstreuung weiter befördert. Aber diese Explosionszeichnung des Rilkeschen Nachlebens gibt nur eine Seite wieder. Die andere und bemerkenswertere zeigt die Originalmanuskripte seiner Erzählungen und Gedichte, also den eigentlichen, kostbaren Kern des Nachlasses, immer noch in der Hand der Familie, mittlerweile in der dritten Generation. Der Nachlass eines Dichters, den die Welt verehrt, liegt im Safe der örtlichen Sparkasse einer Kleinstadt am Fuß des Schwarzwalds. Unter den wachsamen Augen der Familie.

Ein Einzelfall, gewiss. Denn auf einen Autor, eine Autorin, deren Nachkommen ihre Papiere hüten wie ihren Augapfel, kommen zehn Schreibende, deren Geschriebenes von den Angehörigen in alle Winde verstreut wird. Sei es aus Achtlosigkeit, sei es aus materiellem Interesse. Es hilft auch nicht, keine Familie zu haben. Kants letzte Papiere dienten, wie berichtet wird, den Gewürzkrämern auf dem Königsberger Markt zum Verpacken ihrer Ware. Erst seit dem vorletzten Jahrhundert sind Autoren, erst vereinzelt, dann in wachsender Zahl dazu übergegangen, ihre Manuskripte als Flaschenpost für die Ewigkeit zu formatieren. Goethe war der erste, der das unternahm. Knapp zweihundert Jahre ist es her, dass der alte Dichter einen Bibliothekar einstellte mit dem Auftrag, seine Manuskripte zu ordnen und zu verzeichnen, wir würden sagen: zu erschließen. Wir, die mit der Aufbewahrung von Archivgut Betrauten: die Archivare.

Goethes Beispiel sollte in Europa Schule machen. Einer seiner Schüler war Viktor Hugo. Hugo ließ seine Manuskripte teuer binden und in aufwändig hergestellte Hüllen verpacken, Hüllen, die schäbig und ärmlich aussahen. Schließlich hieß Hugo der Dichter der Armen und Elenden; den Ruf galt es zu pflegen. Der deutsche Besatzungsoffizier in Paris, der in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts seine Manuskripte zum Binden gab, sah von solchen Rücksichtnahmen ab. Die Schatullen konnten gar nicht luxuriös genug sein. Wie sein großes Vorbild Goethe wurde auch Ernst Jünger zu einem anspruchsvollen Manager seines Nachruhms. In zweiter Ehe mit einer Archivarin verheiratet, hinterließ er bei seinem Tod ein perfekt organisiertes Archiv. Neben prachtvoll mit botanischen Funden verzierten Manuskripten

umfasste es mehr als 270 Notizbücher und eine Korrespondenz im sechsstelligen Bereich. Hinzu kam ein sächlicher Nachlass, zu dem neben dem üblichen Schreibzeug, Büchern und Fotos auch eine Sammlung von Käfern und eine von Sanduhren, eine Barockbibliothek, ein durchlöcherter Weltkriegshelm und ein vollständig eingerichtetes Dichterhaus gehörte.

Auf das Phänomen „Dichterhaus“ kommen wir noch zurück, weil es für die Beantwortung unserer Frage nach dem gesicherten Nachleben der Literatur eine gewisse Rolle spielt. Festzuhalten bleibt für den Augenblick, dass seit etwa 200 Jahren die literarisch Schreibenden, ob Lyriker, Dramatiker oder Prosaisten, ein Bewusstsein davon entwickelt haben, dass das Schreiben keineswegs automatisch zum Bleiben führt. Jedenfalls nicht zum Bleiben des Geschriebenen. Schiller war zwar ein großer, schon zu Lebzeiten gefeierter Dichter gewesen, aber von seinen Schriften sollte nach seinem Tod nicht viel übrig bleiben. Nachkommen und Verehrer behandelten seine Manuskripte wie heilige Schriften, was sie nicht davon abhielt, sie mit der Schere zu pflegen und wie Reliquien zu atomisieren. Wem das Schicksal Kants – die Gewürztüte – oder Schillers – der Reliquienhandel – erspart bleiben sollte, musste sich beizeiten nach einem anderen, sicheren Ort für seine Papiere umsehen.

Einen solchen Ort skizzierte zu Beginn des Jahres 1889 Wilhelm Dilthey, ein Berliner Philosoph. Dem Titel seines Vortrags, *Archive für Literatur!* verlieh er durch ein Ausrufezeichen Nachdruck. Tatsächlich hielt Dilthey ein entschiedenes Plädoyer: dafür, endlich große, semizentrale Archive zur Sammlung literarischer und philosophischer Handschriften zu schaffen. Semizentral insofern, als Dilthey realistisch genug war, um einzusehen, dass die selbstbewussten Teilstaaten des Deutschen Reiches nicht bereit sein würden, sich ihrer literarischen Kulturhoheit zu begeben. Von Marbach war noch nicht die Rede, aber in Weimar war mit dem Goethe- und Schillerarchiv bereits ein starkes Forum literarischer Überlieferung entstanden. Als sich kurz darauf auch in Schwaben die Bewegung zu formieren begann, die zur Gründung des Schiller-Museums führen sollte, stand ein Mann an ihre Spitze, der interessante Auslandserfahrung mitbrachte. Otto Güntter hatte

sich eine Zeitlang in England aufgehalten und zeigte sich durch die dortige Tradition der Dichterverehrung und ihre Stilmittel tief beeindruckt. Besonders angetan hatte es ihm die sogen. *Poet's Corner* in Westminster Abbey, wo man die Gräber der Dichter sah, dekoriert und mit Büsten geschmückt wie sonst nur die Grablegen von Herrschern und Kirchenfürsten. Als ebenfalls vorbildlich empfand Gütter die Formel, die in der National Portrait Gallery praktiziert wurde: Bilder, sprich Gemälde, der englischen Dichter und Geistesgrößen, neben denen Autographen von ihrer Hand zu sehen waren. So etwas, fand der Schwabe, sollte man auch in Württemberg haben, einem mit Dichtern und Denkern reich gesegneten Land. Im Schiller-Museum von Marbach sollte seine Vision seit dem Jahr 1903 Wirklichkeit werden.

Wie Sie sehen, hat die Praxis der Überlieferung des literarischen Erbes zwei verschiedene Wurzeln. Die eine ist das Archiv, im Fall Goethes das Privatarchiv eines Dichters, das allerdings schon professionell eingerichtet und betreut ist. Neben der Sicherung und Erhaltung des Geschriebenen dient es der künftigen Benutzung, zunächst durch den Dichter und später durch dessen Nachwelt. Die andere ist das Museum, eine nicht nur auf Sammlung und Erhaltung, sondern auch auf Präsentation des Gesammelten, auf das Zeigen ausgerichtete Institution. Während das Archiv, beispielhaft im Fall Goethe, Gedächtnis und Arbeit verknüpft, verbindet das Museum Gedächtnis und Verehrung. Zwischen diesen beiden Praxisformen, Arbeit und Verehrung, bewegen sich bis heute alle Einrichtungen der literarischen Überlieferung. Wenn Sie in Europa unterwegs sind, finden Sie im Westen häufiger das nüchternere Arbeitsmodell, während im östlichen Europa eindeutig das sakrale Modell des Dichterhauses oder des ihm nachempfundenen Museums überwiegt.

Wer vom Kult der Dichterverehrung spricht, darf die Denkmäler nicht vergessen, die literarischen Ruhmessäulen, mit denen sich Europa im 19. Jahrhundert überzog, als man die Dichter als Kronzeugen der nationalen Bewegungen in Anspruch nahm. Auch diesseits des frühen Nationalismus ist das Dichterdenkmal nicht außer Gebrauch gekommen. Sie bemerken das, wenn

Sie in Moskau auf einmal vor dem Denkmal für den 1996 in New York verstorbenen Josef Brodsky stehen. Die Wurzeln des Denkmalkults liegen übrigens, wie die des Archivs und des Museums, in der Antike, denken Sie an die Büsten Homers.

Wenn wir an die Sicherheit des literarischen Erbes denken, dürfen wir nicht vergessen, dass die Praktiken und Einrichtungen, die der Verehrung gewidmet sind, sprich Denkmal, Dichterhaus und Museum, letzteres in seiner osteuropäischen Ausprägung, ebenfalls der Sicherung und Überlieferung dienen. Allerdings sichern Denkmäler nie und Dichtershäuser selten die dingliche Hinterlassenschaft literarischer Arbeit, die Manuskripte, Notizbücher und Festplatten, jedenfalls nicht im Sinn materieller Erhaltung. Sie vertrauen das Fortleben der literarischen Substanz, den Schatz der Gedichte, Lieder und Erzählungen, dem Gedächtnis der Nachlebenden an. Ein schöner aber zweifelhafter Garant. Der Wertverfall, den das Lesen anspruchsvoller Literatur in den letzten Jahrzehnten erlebt hat, vom Auswendiglernen der Lyrik ganz zu schweigen, zwingt uns, nach anderen Techniken nachhaltiger Bewahrung Ausschau zu halten. Wer oder was springt ein, wenn das lebendige Gedächtnis versagt, aber für ein sicheres Nachleben des literarischen Erbes gesorgt sein soll?

Wir sagten es bereits: das Archiv. Der Ort, an dem der sächliche Nachlass der Schreibenden gesammelt wird. Ihre Dinge. Papiere, Manuskripte, Briefe, Notizbücher, Zettelkästen. Zuweilen auch Objekte, die stärker die Spur des Lebens tragen als die der Schrift: Brillen, Stifte, Schreibmaschinen, Computer, Fotoalben, Gemälde, persönliche Erinnerungsstücke.

Manchmal sogar Kleidungsstücke wie die Taufkleidchen von Thomas Mann und das Pelzjäckchen von Hannah Arendt in Marbach. Ich sagte: der Schreibenden. Plural. Das Literaturarchiv sammelt im Plural. Nicht nur einen Autor wie Wolfgang Koeppen in Greifswald oder eine Autorin wie Susan Taubes im Berliner ZfL. Große, und ich sage weniger aus Arroganz als Überzeugung, echte Literaturarchive sammeln Nachlässe von Schreibenden im Plural. Natürlich sammeln sie nicht einfach alles, was sie kriegen können. Sie sammeln gezielt und nach Kriterien. Dazu kommen wir noch.

Was ich an diesem Punkt festhalten möchte, ist die Tatsache des Plurals. Weimar, das erste und älteste Literaturarchiv in Deutschland, hat 1885 noch im Singular angefangen, mit Goethe. 1889 kam Schillers Nachlass dazu, später Herder, Wieland, Hebbel, Büchner, Liszt und Nietzsche. Heute hütet das immer noch nach Goethe und Schiller benannte Archiv Hunderte von literarischen Nachlässen. In Marbach stand am Anfang Schiller, kurz darauf kamen die anderen Schwaben, Kerner, Hauff und Uhland, schließlich der gesamte deutsche Sprachraum, auch Österreicher und Schweizer, weil die Nachbarländer sich erst spät mit eigenen Nationalarchiven versahen. Heute hütet Marbach mehr als 1400 individuelle Nachlässe, vollständig oder in Teilen. Manche teilt es sich auch mit anderen Archiven, Arthur Schnitzler etwa oder Peter Handke. Der berühmteste Fall ist Franz Kafka, von dem große Nachlassteile in Oxford und kleinere in Jerusalem liegen. Zahlen wie die von Weimar und Marbach verdeutlichen auf der Stelle, welches das wichtigste Prinzip ist, nach dem diese Archive sammeln. Es ist weniger das Starprinzip als vielmehr das *Netzprinzip*. Natürlich greifen Sie als Archivar immer noch nach den Sternen, den Berühmten und Gefeierten, den Nobelpreisträgern und -preisträgerinnen. Aber daneben sammeln sie auch die Nachlässe, in denen die Literatur als Geschäft und Gespräch sichtbar wird, als Markt, Labor und Werkstatt, als Tauschplatz von Ideen, Themen und Techniken: ein sehr spezielles Netzwerk, in dem Energien eigener Art zirkulieren. Diese Realität können Sie mit dem Einzelarchiv, das nur einen einzigen Autor, eine einzige Autorin hütet, nicht abbilden.

Nur am Rand und um der Gerechtigkeit willen sei erwähnt, dass es zwischen dem Einzelarchiv und dem zum Nationalarchiv tendierenden Typ eine Reihe von intermediären Formen gibt. In der Regel sind sie einem speziellen Sammelauftrag verpflichtet. Das kann ein historischer sein wie im Fall des Deutschen Exilarchivs (als Teil der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt) oder auch ein regionaler wie im Fall der Monacensia, die sich, wie ihr Name sagt, der Literatur widmet, die in und um München entstanden ist. Zwischen beiden, dem historischen und dem regionalen Archiv, können

sich Schnittmengen bilden. Ein Beispiel ist die Familie Mann, die in München gesammelt und gehütet wird, aber genauso gut im Deutschen Exilarchiv angesiedelt sein könnte und dies durch Korrespondenzen auch ist. Korrespondenznetze sind das Internet der Literatur, ein Netz, das lange vor der Etablierung „des Netzes“ existierte und die Archive der ganzen Welt miteinander verknüpft. In Briefen ist die biografische Seite der Literatur am greifbarsten, ihre Lebensnähe, deren Charme sich kein literarischer Archivar entziehen kann. Die erste Frage, die mein Vorgänger in Marbach einem von der Begutachtung eines Nachlasses zurückkehrenden Kollegen stellte, hieß: „Ist der Bestand briefhaltig?“ Das Literaturarchiv ist alphabetisch nach Namen geordnet; sein konstitutives Element ist der Autor oder die Autorin. Aus diesem Grund hat sich das Archiv nie den strukturalistischen Gedanken vom „Tod des Autors“ zueigen machen können – obwohl es doch seiner Natur nach ein Club der toten Dichter ist.

Oder war, denn seit längerer Zeit haben sich die Gewichte verschoben. Man muss nicht mehr berühmt und tot sein, um ins Archiv zu kommen, berühmt sein genügt. Lange Zeit stand bei einem Todesfall das Archiv an dritter Stelle nach dem Pfarrer und dem Bestattungsinstitut vor der Tür. Der „Nachlass“, ich habe den Begriff schon mehrmals gebraucht, war das natürliche Beuteschema des Archivs. Der Begriff sagt alles: Der Zugriff des Archivs erfolgte postmortal. Das hat sich geändert in dem Maße, in dem auch der oder die literarische Bestandsbildner oder -bildnerin immer öfter mit der lebenden Hand schenkt. Oder verkauft. Was bei Robert Musil noch „Nachlass zu Lebzeiten“ hieß, wurde vor etwa zwanzig Jahren von findigen Archivaren in „Vorlass“ umgetauft. Der Neologismus bezeichnet, wie man unschwer errät, die Abgabe eines literarischen Bestandes durch den Autor oder die Autorin zu Lebzeiten.

Was führt einen Autor oder eine Autorin dazu, seine oder ihre Papiere schon bei Lebzeiten an ein Archiv zu geben? Grob gesagt lassen sich drei Motive identifizieren: 1. Ruhm, 2. Geld und 3. Platzbedarf. Fangen wir beim dritten an: Wie bei allen Menschen werden auch bei Autoren / Autorinnen mit der

Zeit die Stuben enger und die Regale kürzer. Ein gewisser, auch bei Künstlern anzutreffender Hang zur Schlamperei kommt gern hinzu und befördert den Gedanken: Soll's doch der Archivar holen und aufräumen. Die Trennung von den Manuskripten, Korrespondenzen und Notizen wird – Motiv 2 – noch dadurch erleichtert und versüßt, dass die meisten Literaturarchive für den Vorlass Geld bieten. Auch anbieten müssen, seit sich in Kreisen der Schreibenden herumgesprachen hat, dass man in den eigenen Manuskriptstapeln und Korrespondenzordnern eine Art Zusatzrente angespart hat, die man statt als Riesterrente vielleicht als Schiller- oder Goetherente bezeichnen sollte. Besonders geschäftstüchtigen Autoren, ich habe aus meiner zurückliegenden Praxis zwei, drei markante Fälle vor Augen, können sich auf diese Weise nicht nur der Altersarmut entziehen, sondern für die Tochter noch eine kleine Wohnung in München oder Paris erwirtschaften.

Bleibt Motiv 1, der Ruhm. Wessen Vorlass von einem der großen, berühmten Archive aufgenommen wird, der oder die erfährt eine Art „Pantheonisierung“ oder Aufnahme in den Walk of Fame am Hollywood Boulevard. Wem zu Lebzeiten der Büchner-Preis verwehrt bleibt, den entschädigt das Literaturarchiv. Denn, und damit kommen wir zu einem wichtigen Aspekt der Sammlungspolitik, die Aufnahme ins Literaturarchiv ist an Voraussetzungen geknüpft. Nicht jeder Dichtende und Schreibende kommt ins Archiv. Es gilt Hürden zu nehmen und Kriterien zu erfüllen. Welcher Art sind diese Kriterien? Auch hier hat sich zwischen früher und heute Vieles verändert. Früher war die Beurteilung eines Autors / einer Autorin eine Sache der Kennerschaft: Fingerspitzen, Bauchgefühl. Heute urteilt man eher nach allgemein nachvollziehbaren Kriterien: Umfang und Art des Werks, Preise eines Autors / einer Autorin, Verlagskarriere, Kritiken, Rolle und Geltung in der Öffentlichkeit, Bedeutung für die bestehende Sammlung usw. Es ist nicht leicht, ins Literaturarchiv zu kommen.

Dafür gibt es gute Gründe. Einige kennen wir schon, von einem haben wir noch nicht gesprochen. Es ist so gut wie unmöglich, das Archiv wieder zu verlassen. Das Literaturarchiv ist eine Art Hotel California: *You can check out any time you like, but you can never leave.* Anders als das Museum



kennt das Archiv, wir sprechen vom Literaturarchiv, nicht die Möglichkeit der Deakzession. Anders gesagt, das Archiv kann nur einmal, bei der Aufnahme eines Vor- oder Nachlasses, kassieren, danach nicht mehr. „Kassieren“ heißt in der Sprache des Archivs: aussortieren, wegwerfen. Das geht, wie gesagt, nur einmal und dann nicht mehr. Was einmal im Archiv ist, kommt nicht wieder hinaus. Archive können nicht wegwerfen oder verkaufen. Wer als so genannter Bestandsbildner dem Archiv seinen oder ihren Bestand, sei es als Vorlass, sei es als Nachlass, anvertraut, schließt einen Vertrag mit der Ewigkeit. Genau dies ist es, was ein Literaturarchiv seiner Kundschaft garantiert: Aufbewahrung auf unbegrenzte Zeit. Das Archiv verspricht seinen Bestandsbildnern die Aufhebung von Zeit und Entropie.

Das ist der Punkt, an dem sich die Frage unseres heutigen Themas: Wie sicher ist das Nachleben der Literatur? in aller Schärfe stellt. Das Literaturarchiv garantiert sichere Erhaltung für immer. Ohne Zeitbegrenzung. Das kann schiefgehen, wie der Fall des Kölner Stadtarchivs, in dem der Nachlass von Heinrich Böll liegt, und der Brand der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek von Weimar gezeigt haben. Wer vom Archiv spricht und von dem, was es erhält, darf nicht von dem schweigen, was auf immer verloren ist. Aber lassen Sie uns an dieser Stelle nicht elegisch werden. Bleiben wir bei unserem Thema: Sicherheit des literarischen Erbes, Sicherheit der Überlieferung.

Sprechen wir über Nachhaltigkeit. Es klingt weniger theologisch als Ewigkeit und kommt der täglichen Arbeit des Archivs näher. Wenn Sie ein Literaturarchiv betreiben, müssen Sie auch heute noch, Jahrzehnte nach dem Eintritt ins digitale Zeitalter, in erster Linie an Papier denken. Daran wird sich so schnell nichts ändern. Papier? Richtiger wäre es, von Papieren aller Art und jedes Erhaltungszustands zu sprechen. Das Archiv kann nicht wissen, wie das Vorleben der Papiere aussah und was sie durchgemacht haben, bevor sie in seine Obhut kamen. Rotwein, Kaffee und Zigarrenqualm sind noch die harmlosesten Aggressoren, die über die Papiere gekommen sind. Brandränder und Wasserspuren sprechen von anderen Schicksalen. Hinzu

kommt der fortschreitende Zerfall der säurehaltigen Papiere des 20. Jahrhunderts, ihr durchweg schlechtes Alterungsverhalten. Abhilfe schafft das Archiv nur durch aufwändige Entsäuerungsmaßnahmen und durch die Umbettung in Schachteln aus säurefreiem Material. Und durch die Lagerung in gekühlten Räumen mit kontrollierter Luftfeuchtigkeit. Kühlung heißt thermische Regulierung oder inversive Heizung und ist ebenso energieintensiv wie diese. Sie ahnen, auf welche aktuelle Problemlage ich zusteure. Sie sagen: Heizkosten. Der Archivar sagt: Kühlungskosten. In beiden Fällen lautet die Tendenz: rapide steigend.

Das Literaturarchiv kennt innere und äußere Feinde. Von den einen haben wir gesprochen. Sie bedrohen das Archiv von seiner älteren Hauptsubstanz her. Sie wohnen im Papier. Selbstverständlich wohnen sie auch in den elektronischen Speichermedien, die das Archiv seit zwei etwa zwei Jahrzehnten aufnimmt, den Tonbändern, Disketten, CDs, DVDs, Sticks und Festplatten, die in steigendem Maß mit den Vor- und Nachlässen von Autoren und Autorinnen in die Magazine der Archive einziehen. Sie bringen neue Konservierungsprobleme mit sich, neue Problemlagen und Arbeitsfelder. Auch die Archivierenden mussten umlernen und sich umorientieren; neben den klassischen Archivar – gestatten Sie mir das generische Masculinum – ist der *digital curator* getreten. Was tut der neue Typ im Archiv? Im Grunde nichts anderes, als was seine mit Papier arbeitenden Kolleginnen und Kollegen immer schon getan haben: Er versucht, die nicht umkehrbaren Verfallsprozesse der Trägersubstanz zu stoppen oder zu verlangsamen. Wichtiger noch: er *kopiert*. Kopiert das geschriebene, gedruckte oder elektronisch gespeicherte Wort, die eigentliche Substanz der Literatur, versucht, sie durch Umkopieren auf einen verlässlichen Träger zu erhalten.

Als verlässlichster Träger galt lange Zeit und gilt für konservative Archivare immer noch die Verfilmung der Archivalien. Man macht Aufnahmen der Manuskripte auf klassischen Schwarzweiß-Film und lagert die Filmrollen an einem sicheren Ort, möglichst tief unter der Erde. Für deutsche Archive ist dieser Ort der Barbara-Stollen nahe Freiburg im Breisgau. Unter einer Schicht von mindestens 200 m Erdreich und Gestein, durch drei Schilder

mit der blauen Raute gekennzeichnet als Objekt unter Unesco-Sonderschutz, ruhen hier neben diversen Arten von Dokumenten auch die verfilmten Manuskripte der deutschen Literatur. Die Bedingungen, unter denen dieser Fall ist, garantieren maximale Sicherheit. Wohlgemerkt, es sind nicht die Originale, die diesen Sonderschutz genießen, sondern nur ihre Abbilder oder Kopien. Dasselbe gilt für die Speicherung der Digitalisate, die, wie es zeitgenössische Praxis ist, das Literaturarchiv mittels eines Digitalisierungszentrums selber herstellt.

Wer sich heute mit Fragen von Datenübertragung und –speicherung an ein Publikum wendet, das nicht zu hundert Prozent Ü70 ist, spricht zu einem Publikum von Experten. Seine Zuhörer verfügen über Erfahrung, auch leidvolle, im Management ihrer persönlichen Daten. Bevor Sie von Ihrem alten auf ein neues Handy wechseln, speichern Sie Ihre sämtlichen Daten, Texte, Fotos und Videos entweder auf einer externen Festplatte oder in der Cloud. Das Literaturarchiv mit seinen ständig wachsenden, enormen Mengen sensibler Daten geht einen ähnlichen, aber etwas komplizierteren Weg. Es transferiert seine Daten in Netzwerke von Verbänden, die auf das Management von Forschungsdaten spezialisiert sind und in Verbindung mit Höchstleistungsrechenzentren stehen. Dank der ständigen Spiegelung der Daten in dezentralen Netzen garantieren die Verbände, die in einer nationalen Forschungsdateninfrastruktur zusammengefasst sind, ein Maximum an Datensicherheit etwa gegen Hackerangriffe. Als Betreiber eines forschungsaktiven Literaturarchivs müssen Sie in dieser Weise Datenmanagement betreiben, nicht nur um Ihre Bestandsbildner, die Autoren und Autorinnen, ruhig schlafen zu lassen, sondern auch um Forschungsanträge bei der DFG, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, stellen zu können.

Hätte ich diesen Vortrag vor Ihnen vor dem 24. Februar dieses Jahres halten dürfen, hätte ich vermutlich an dieser Stelle Schluss gemacht. Soviel zur Sicherheit des literarischen Erbes, meine Damen und Herren, danke für Ihre Aufmerksamkeit. Dabei hatte ich doch das Unesco-Welterbe-Zeichen, das *blue shield*, selbst erwähnt (im Zusammenhang mit dem Freiburger Barba-

rastollen). Es ist das Zeichen der Haager Konvention und bezeichnet Kulturstätten und -schätze, die im Fall eines Krieges zu respektieren und zu schützen die Pflicht jedes Kombattanten ist. Das hätte mir zu denken geben sollen. Zu den Gefahren, die dem literarischen Erbe und seiner Überlieferung drohen, gehören nicht nur Schimmel, Säurefraß und Datenverlust. Schon kurz nach der Invasion in die Ukraine begann die russische Armee mit der gezielten Zerstörung von Kulturstätten, Theatern, Kirchen und Museen. Seit einiger Zeit ist die Deportation von Kulturgut, Kunst, archäologischen Sammlungen und Dokumenten aus Museen und Archiven hinzugekommen, insbesondere aus Cherson und von der Krim. Übrigens unter der Rubrik „Erhaltung des kulturellen Erbes“. Russlands Krieg gegen die Ukraine ist nach dem erklärten Willen des russischen Präsidenten auch ein Krieg gegen die nationale und kulturelle Identität der Ukraine. Sie soll ausgelöscht und aus dem Gedächtnis des Volkes getilgt werden. Niemand soll sich mehr erinnern können, woher er kommt und wer er war, welche Lieder sein Volk gesungen, welche Bilder seine Künstler und Künstlerinnen gemalt und welche Gedichte seine Dichter und Dichterinnen gemacht haben.

Mit diesem Angriff auf die künstlerische und literarische Überlieferung hatten wir nicht gerechnet. Dass deutsche Truppen vor achtzig Jahren schon einmal auf demselben Boden mit ähnlichem Vandalismus vorgegangen sind, hatten wir vergessen. Seit kurzem steht uns wieder vor Augen, was es für eine Bevölkerung bedeuten kann, seines kulturellen und literarischen Erbes beraubt zu werden. Was können die Überfallenen dagegen tun? Genau das, was sie getan haben: Alles digitalisieren, so schnell es geht, und dann zuerst die Daten, danach die Originale aus dem Land schaffen. Solange die Kräfte und die Mittel reichen. Ob und wie weit sie dies tun, hängt von unserer Entschlossenheit und Hilfsbereitschaft ab.

Bei der Einrichtung des Barbarastollens als nationales Archivdepot Anfang der siebziger Jahre hat man ein interessantes Sicherheitsfeature bedacht. Im Fall eines totalen Stromausfalls lassen sich die Drucktüren des Stollens dank mechanischer Türschlösser auch von Hand bewegen. Ich bin mir nicht sicher, wie weit man bei der Einrichtung der elektronischen Repositorien, auf

die wir neuerdings setzen, diesen Fall auch in Betracht gezogen hat. Undenkbar ist er seit kurzem nicht mehr.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.